

Zweckloser Dogmenzwist

Autor(en): **Nigg, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **57 (1982)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-105193>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zweckloser Dogmenzwist

Vorlesungen über Geschichte der Volkswirtschaftslehre werden gelegentlich auch als Dogmengeschichte bezeichnet. Dies nicht nur von den ohnehin naturgemäss kritischen Hörern, sondern sogar von den Professoren.

Glaubenssachen und angeblich einwandfrei bewiesene Lehrsätze gehen nicht nur in der Nationalökonomie ineinander über. Auch in der Architektur und im Wohnungsbau kommt dies vor. Schlimmer noch, was für den einen eine unbestreitbare Selbstverständlichkeit, ist für den andern oft genug nur eine zweifelhafte Annahme.

Über den Wohnungsbau und die Wohnbaupolitik gibt es Auffassungen, die einem derart selbstverständlich vorkommen, dass man sich schon gar keine Gedanken mehr über sie macht. Erst in einem Gespräch oder beim Lesen wird man gewahr, dass offenbar auch diametral entgegengesetzte Ansichten bestehen. Ansichten, die genausogut oder -so wenig beweisbar sind wie die eigenen.

Gegensätzliche Meinungen, die schon fast Glaubenssätze sind, gibt es beispielsweise über den Stellenwert der Wohnung. Es steht, um es einmal so zu sagen, die Wohnauffassung der Renaissance jener des Nomadentums gegenüber. Für die Auffassung der Renaissance und ihre heutigen Anhänger gilt: «Die Wohnung ist höchst solid. Alles was zur Einrichtung und Anlage gehört, soll gross, dauerhaft und kostbar, das tägliche Leben darin so einfach als möglich sein.» So ist die eine der möglichen Auffassungen seinerzeit von Jacob Burckhardt dargestellt worden.

Die Wohnauffassung der Nomaden hat nur bedingt etwas zu tun mit morgenländischer Zeltromantik. Auch in festgefühten Häusern Europas hat sie Tradition. Viele Bergler waren, einige sind heute noch Nomaden. Moderne Nomaden kennen wir als Fremdarbeiter, als Flüchtlinge; überdauert haben die Jenischen. Weit über sie hinaus aber sind Ansätze zu nomadenhaftem Wohnen in unserer ohnehin zunehmend mobileren Gesellschaft festzustellen.

Sie äussern sich darin, dass an den Zustand und die Ausstattung der Wohnung nur minimale Ansprüche gestellt werden. Oft steht die gewünschte, ja geforderte Dürftigkeit der Wohnung in seltsamem Kontrast zu einer geradezu erlesenen Einrichtung mit Möbeln, Teppichen, Stereoanlage und Bildern. Seltsam mutet dieser Kontrast natürlich nur jene an, die

einzig die Wohnvorstellung der Renaissance kennen, mit ihrer unauflösbaren Einheit von Haus und Einrichtung. Auf der anderen Seite wollen moderne Nomaden oft nicht wahrhaben, dass manche von ihnen mit dem Älterwerden ebenfalls sesshaft werden und an ihre Wohnung nun wesentlich höhere Ansprüche stellen.

Als selbstverständlich, wenn nicht sogar als Glaubenssatz, gilt seit bald vierzig Jahren für den Wohnungsbau das Prinzip des Optimierens. Ständig bessere, nämlich geräumigere, komfortablere, schönere Wohnungen sind gebaut worden. Optimieren heisst, mit einem hohen, gerade noch vertretbaren Aufwand möglichst gute Wohnungen zu bauen.

Heute ist der Wohnungsbau bekanntlich da und dort an einer Grenze angelangt, über die hinaus es voraussichtlich nicht mehr in diesem Stil weitergeht. Ein lauter Knall auf dem Wohnungsmarkt hat – beispielsweise in Deutschland und in den Niederlanden – angezeigt, dass die Schallgrenze der Kosten erreicht ist. Sollten wir nicht, so fragen deutsche Wohnbaufachleute, Wohnungen für das eher sinkende Existenzminimum der 80er Jahre bauen? Sind wir nicht gezwungen, Kosten zu minimieren statt zu optimieren? Das hiesse, Wohnungen zu tragbaren Kosten zu bauen und dafür eine gewisse, vertretbare Einbusse an Qualität in Kauf zu nehmen.

Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass dieses Problem schon einmal die Gemüter bewegt hat. Das war in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts. Die nur billigen Wohnungen in den Mietskasernen des 19. Jahrhunderts hatten sich als verheerender Missgriff entpuppt. Die Wohnbaugenossenschaften bewiesen in der Folge, dass es möglich war, zu tragbaren Kosten doch ein vernünftiges Mass an Wohnungsqualität zu verwirklichen. Dieser Beweis müsste für die heutige Zeit erst noch erbracht werden. Nur er könnte indes weiterhelfen, nicht das gefühlsmässige Beharren auf Positionen wie «die Leute wollen eben immer mehr» oder aber «bei den heutigen Preisen darf eine Genossenschaft gar nicht mehr bauen».

Sehr mit Dogmatik durchzogen ist auch das Anliegen des Wohneigentums. Dies gilt zwar nicht für die Begründung, ein eigenes Haus zu besitzen sei für den Betreffenden zumeist angenehm und wirtschaftlich lohnend. Der SVW

beispielsweise fördert deshalb auch die Genossenschaften, die Eigenheime verkaufen.

Eindeutige Glaubenssache sind dagegen die Behauptungen, wonach das Wohneigentum eine staatstreue Gesinnung fördere oder der Bau von Eigenheimen eine zusätzliche Entlastung des Wohnungsmarktes bewirke. So viel schlechter ist die Einstellung zum Gemeinwesen in der Schweiz nun auch wieder nicht als beispielsweise in Italien mit seinem wesentlich grösseren Anteil an Eigenheimen. Und in den verflorbenen Jahren des Eigenheimbooms hat sich der Wohnungsmangel spürbar verschärft. Ohne Zweifel hätten mit dem gleichen Einsatz an Land und Baukapazität wesentlich mehr preisgünstige Mietwohnungen erstellt werden können.

Diese Bemerkungen sollen keine pauschale Kritik am Eigenheim und seinen Annehmlichkeiten für den Einzelnen sein. Ich meine nur, dass auch hier Nüchternheit und Sachlichkeit geboten sind.

Was im Bereich der Eigentums- und Wohnpolitik not tut, das ist der Abbau der harten ideologischen Fronten, auf die man hier links wie rechts stösst. Auf der einen Seite wird im Extremfall das Glück von einer staatlichen Bewirtschaftung erwartet, auf der anderen Seite neigt man dazu, dem Wohneigentum einen übermässig hohen ideellen Wert einzuräumen und damit jene Mehrheit vor den Kopf zu stossen, der in der nüchternen Wirklichkeit der Erwerb eines Eigenheims nun einmal versagt bleibt. Statt auf Wunschvorstellungen sollte man sich auf eine praktikable privatwirtschaftliche Ordnung ausrichten, in der Eigentümer, Vermieter und Mieter ihren Platz haben und vernünftig miteinander auskommen.»

Das obenstehende Zitat stammt von einem Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung. Was er zum Verhältnis zwischen Personengruppen auf dem Wohnungsmarkt geschrieben hat, trifft auch zu auf die Vorstellungen vom Bauen und Wohnen. Anstelle eines Dogmenstreits braucht es einen vernünftigen Wettbewerb konkurrenzierender Ideen, ausgetragen nicht auf dem Papier, sondern im Bau und auf dem Markt. Mit gleich guten Bedingungen für alle, so dass sich wirklich das Bessere durchsetzen kann.

Fritz Nigg